

Zeitschrift: Zürcher Student : offizielles Organ des VSETH (Verband der Studenten an der ETH Zürich) & des VSU (Verband Studierender an der Uni)

Herausgeber: Verband der Studenten an der ETH Zürich VSETH ; Verband Studierender an der Uni VSU

Band: 12 (1934-1935)

Heft: 2

Heft

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 26.05.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>



ZÜRCHER STUDENT

**Offizielles Organ der Studentenschaft der Universität Zürich
und des Verbandes der Studierenden an der
Eidg. Technischen Hochschule**

XII. Jahrgang (jährlich 10 Nummern) Heft 2 Mai 1934

I N H A L T

Dr. phil. Dr. iur. Theodor Wilhelm: Der Standort der deutschen Universität	Seite 29
Helmut Suter: Wir und der Staat	„ 36
Richard Zürcher: Eidgenossenschaft und Schweizertum	„ 39
Bruno Meyer: Der Schweizer Staatsgedanke	„ 42
Emil Baldinger: Häupter Roms	„ 44
Grit Huber: Als Küchenmaid in der Studenten-Arbeitskolonie	„ 47
Robert Katz: Thomas Manns „Geschichten Jaakobs“ und „Der junge Joseph“	„ 51
Herbert Weibel: Studenten-Bibliothek	„ 55
Offizielle Mitteilungen	„ 56

Verlag von Müller, Werder & Co., Wolfbachstrasse 19, Zürich

Obacht!



Überall drohen Gefahren

Es ist daher notwendig, sich gegen die wirtschaftlichen Folgen von Unglücksfällen zu schützen. Sie können dies tun durch Abschluß einer **Unfall-Versicherung** bei der

HELVETIA

Schweiz. Unfall- und Haftpflicht-Versicherungsanstalt in Zürich
Bleicherweg 19

Haftpflicht-, Dienstboten-, Wasserschaden-, Einbruchdiebstahl- und Automobil-Kasko-Versicherungen

Instrumentarien und Materialien für Studierende der Zahnheilkunde

Instrumentenkasten Modell Prof. Dr. M. Spreng
für die Kurse der Zahnärztlichen Klinik und Klin.
Operationslehre, empfohlen von den Zahnärztli-
chen Universitäts-Instituten Zürich, Bern, Basel.

Vollständige Instrumentarien für Kronen- und
Brückenkurs, Goldarbeiten, Technik, Orthodontie.

A. KOELLIKER & Co. A. G. ZÜRICH.

BASEL

BERN

LAUSANNE

ST. GALLEN

ZÜRCHER STUDENT

OFFIZIELLES ORGAN DER STUDENTENSCHAFT DER
UNIVERSITÄT ZÜRICH UND DES VERBANDES DER
STUDIERENDEN AN DER EIDG. TECHN. HOCHSCHULE

XII. Jahrgang, Heft 2 — Mai 1934

Preis der Einzelnummer Fr. —.50

Jahresabonnement Fr. 5.—

REDAKTION: Max E. Eisenring, Scheuchzerstr. 65, Zürich 6. Tel. 43.435

VERLAG: Müller, Werder & Co., Wolfbachstraße 19, Zürich

DER STANDORT DER DEUTSCHEN UNIVERSITÄT.

Von Dr. phil. Dr. iur. Theodor Wilhelm, Berlin.

I.

Von allen Angriffen, die der nationalsozialistische Staat vom Ausland her erfahren hat, ist von den breiten Schichten des deutschen Volkes keiner als so abwegig und verfehlt empfunden worden wie der Vorwurf, der nationalsozialistische Staat bedeute das Ende der deutschen Kultur. Hätten die bekannten Äußerungen Romain Rollands über Deutschlands Rückfall ins Mittelalter den Weg bis in die breiten Schichten des deutschen Arbeiter- und Bauertums gefunden — in Wirklichkeit sind sie auf den Schreibtischen der „Gebildeten“ liegen geblieben —, sie wären dort einfach nicht verstanden worden. Denn für die überwiegende Mehrheit des deutschen Volkes, und zwar gerade für seine unverdorbenen und ursprünglichsten Teile, bedeutet der Nationalsozialismus ebenso sehr und ebenso nachdrücklich eine Kulturbewegung wie eine Freiheitsbewegung. Ja, man kann getrost behaupten: die breiten Schichten des deutschen Volkes sind erst durch den Nationalsozialismus darauf gestoßen worden, daß Kunst und Wissenschaft, daß Erziehung und Bildung vom Staat nicht verachtet oder doch als unliebsame Zutat betrachtet werden, sondern genau so unmittelbare Träger des Staates sind wie die Akte der sogenannten praktischen Politik.

Wer die Maßnahmen auf dem Gebiete der Schule, Kunst und Wissenschaft im neuen deutschen Staat begreifen will, muß sich vor allem mit der Grundwahrheit befreunden, daß der Nationalsozialismus durch die völkische Staatsidee und mehr noch durch die Wirklichkeit der völkischen Bewegung den alten liberalen Gegensatz von Staat und Kultur überwunden hat. Für

den Spätliberalismus sind Staat und Kultur unüberwindliche Gegensätze. Der Staat ist für diesen Liberalismus in erster Linie Polizeistaat, Vormund, Aufpasser. Kultur ist Sache des Einzelmenschen und der individuellen Persönlichkeitsbildung. Man lebt nach dieser Auffassung entweder dem Staat oder der Kultur. Ein liberaler Politiker, der zwischendurch gelegentlich einmal einen Vortrag über Goethe hält, beweist dadurch gleichsam vor sich selbst seine Kultur, die durch seine Beschäftigung mit Staatsangelegenheiten in Zweifel gezogen ist. Der nationalsozialistische Staat kennt diese Trennung zwischen privater Kultur und öffentlichem Staat nicht. Denn dieser Staat ist entstanden aus einer einheitlichen, alle Teile des Volkes umfassenden und den ganzen Menschen beanspruchenden Volksbewegung. Er trägt die geballten Lebensenergien des Volkes in sich und damit zugleich alle schöpferischen Werte der Kultur. Der völkische Staat Adolf Hitlers ist daher im eigentlichen Sinne ein Kulturstaat, der sich nicht bloß unter anderem auch der kulturellen Werte der Nation annimmt, sondern in den kulturellen Energien des deutschen Volkes lebt.

Damit ist ein völlig neuer Tatbestand geschaffen. Da der nationalsozialistische Staat aus einer totalen Lebensbewegung des deutschen Volkes entstanden ist, gibt es kein Gebiet des völkischen Lebens, das nicht notwendig Bestandteil dieses Staates ist. Und da die geistige und künstlerische Schöpferkraft die elementarste Lebensäußerung eines gesunden Volkes ist, bildet das Gebiet des Geistes und der Kunst die Wirbelsäule des neuen Staates. Während früher die Wissenschaft abgesondert neben dem Staat stand, bildet sie heute eine seiner wichtigsten Erscheinungsformen. Die völkische Lebenskraft verschafft sich auf mannigfache Weise Gestalt: in der Politik des Führers, in der Wirtschaft, in der Massenversammlung, in der sozialen Gemeinschaftsbewegung der S.A. und ebenso unwillkürlich in der wissenschaftlichen Forschung und in der künstlerischen Gestaltung. Das gilt auch schon für frühere Epochen der deutschen Geschichte. Das Einzigartige und Besondere der heutigen Situation liegt darin, daß noch niemals in der deutschen Geschichte alle Lebensenergien des Volkes so geschlossen gesammelt waren wie heute.

Die unlösliche Einheit von Staat und Kultur ist eines der wesentlichsten Merkmale des nationalsozialistischen Staates. Daraus ergibt sich ein völlig neuer Kulturbegriff, der mit dem liberal-individualistischen so gut wie nichts mehr gemein hat. Er ist ganz auf die Elemente der völkischen Gemeinschaft abgestimmt. Er erkennt als Kultur nur noch an, was von der geistigen Plattform aus zur Entfaltung und Förderung des völkischen Lebens beiträgt. Es ergibt sich daraus aber weiterhin die Notwendigkeit eines völlig neuen Verhaltens des Staats zum Gesamtbereich der Kultur. Der völkische Staat gibt dem geistigen und künstlerischen Leben gegenüber die Rolle des Uninteressierten oder nur gelegentlich Interessierten auf und wird höchst aktiv. Denn Erziehung, Wissenschaft und Kunst sind für ihn lebenswichtige Organe, an deren Gesundheit er allerhöchstes Interesse besitzt. Wer die Tatsache kritisiert, daß der nationalsozialistische Staat in das kulturelle Gebiet mit gesetzlichen Regelungen eingreift, trägt den liberalen Kulturbegriff in eine Welt hinein, deren Wirklichkeit eine völlig andere geworden ist.

II.

Die deutsche Universität nimmt also im nationalsozialistischen Staate eine fast zentrale Stellung ein. Auf jeden Fall ist sie ihrer geistigen Ausrichtung nach endgültig aus der Sphäre des Privaten herausgetreten. In ihren Mauern werden nicht mehr die zarten Pflänzchen geistiger Liebhabereien gepflegt, sondern hier weht der kalte Ostwind der öffentlichen Verantwortung.

Es ist indessen keineswegs so, daß die deutsche Universität die Wendung vom mehr oder weniger ausgeprägten geistigen Privatinstitut zur öffentlich-politischen Stätte der Volkserziehung bereits vollzogen hat. Vielmehr steht sie im Augenblick mitten im Kampf um ihre neue Gestalt. Gerade dieser Kampf aber läßt die Positionen, um die es geht, besonders deutlich erkennen.

Die deutsche Universität ist mit ihrem universalen Anspruch das Abbild einer Epoche, die der Überzeugung lebte, daß im

Wissen um die Dinge der eigentliche und unmittelbarste Zugang zur Wirklichkeit liege. Sowohl die mittelalterlich-theologische als die idealistisch-rationale Universität ruht auf dieser Überzeugung. Beide können nur deshalb mit dem Anspruch der Universalität auftreten, weil es für die Menschen in ihren Hörsälen außer Zweifel steht, daß das Erkennen, zu dem die Universität erzieht und in dem sie ihre Jünger schult, den Passepartout für die Wirklichkeit darstellt.

In dieser Tatsache liegt der Kern der heutigen Universitätskrise. Denn während die Universität in allen wesentlichen Teilen auch heute noch unerschüttert auf diesen Fundamenten ruht, hat sich die Welt um sie, haben sich vor allem die Menschen in ihr von Grund aus geändert. An die Stelle des Wissens und Erkennens ist für uns die Tat und das Handeln getreten. Nicht im — stets rückwendigen — erkennenden Verhalten, sondern in der — stets ins Künftige bauenden — handelnden Tat wissen wir uns der Wirklichkeit am nächsten. Aus religiösen oder rationalistischen kontemplativen Menschen sind wir zu Aktivisten in dem ganz bestimmten Sinn geworden, daß die Wirklichkeit, in und mit der wir leben, wesentlich auf die Zukunft hin ausgerichtet ist und darum einzig und allein im Wagnis der Tat ergriffen werden kann.

In dieser Wandlung kann nur der einen „Verrat am Geiste“ erblicken, dessen geistiges Gesicht die Züge der vergangenen Epoche des unverblühten Rationalismus trägt. In Wirklichkeit geht es dem „aktiven“ Menschen des Nationalsozialismus ebenso vordringlich und ebenso leidenschaftlich um die Erfassung der geistigen Wahrheit wie dem kontemplativen Rationalisten alten Stils. Nur ist diese „Wahrheit“ eben lebendiger und spannungsvoller geworden. Sie erträgt keine Abstraktion mehr, sondern ist uns nur im Augenblick stärkster tätiger Lebendigkeit zugänglich.

Wenn die Universität ihren Anspruch aufrecht erhalten will, die Hohe Schule für die Erfassung der Wirklichkeit zu sein — und daran muß sie festhalten, wenn sie sich nicht selbst aufgeben will —, so muß sie angesichts dieser neuen

Menschen mit dieser neuen Haltung ihre Gestalt von Grund aus ändern. Denn die gläubigen Aktivisten, die heute an die Pforten der Universität pochen, wollen sich nicht mehr durch die Wissenschaft zu erkennenden Weisen ausbilden lassen, sondern sie erwarten, an der Universität zu handelnden Menschen erzogen zu werden. Die Universitätsreform, die in Deutschland vor sich geht, hat also nichts mehr gemein mit den Lehrplanänderungen und Aktualisierungsbestrebungen der vergangenen Jahre, sondern ist nichts mehr und nichts weniger als eine Universitätsneubildung. Genau so, wie die mittelalterliche und idealistische Universität in einem einheitlichen Schöpfungsakt aus der religiösen und rationalistischen Wirklichkeit der Epoche heraus entsprungen sind, wird die nationalsozialistische Universität die Schöpfung der aktiven Wirklichkeit der Gegenwart sein müssen. Sie wird in vollem Umfang den vitalen Kräften Rechnung tragen müssen, mit denen das junge Deutschland heute an die Erfassung der Wirklichkeit herangeht. Wird sie dieser Anforderung nicht gerecht, dann bleibt sie in Zukunft nur noch die private Kultstätte für wissenschaftliche Spezialisten. Das junge Deutschland wird dann jedenfalls seine Hohe Schule der Wahrheit außerhalb der Mauern der Universität errichten.

III.

Die neuen Formen wissenschaftlicher und studentischer Arbeit, die in Deutschland gefunden worden sind, sind daher nicht unverbindliche Experimente, sondern elementare Bestandteile der neuen deutschen Universität. Wir beschränken uns nach der Seite des Tatsächlichen auf die drei für das gegenwärtige Gesicht der Universität wesentlichsten Punkte der Fachschaftsarbeit, der Kameradschaftserziehung und der akademischen Lehrerbildung.

Die F a c h s c h a f t e n haben nach dem Wortlaut des Verfassungswerkes, das Adolf Hitler der deutschen Studentenschaft am 7. Februar 1934 gegeben hat, die Aufgabe, „die Studenten auf den pflichtbewußten, uneigennützigen Dienst in ihrer künftigen Berufsgemeinschaft vorzubereiten“. Die Fachschaft ist der Treffpunkt von Wissenschaft und Beruf. Denn das alte

ungelöste Rätsel der modernen Massenuniversität, wie die beruflichen Bildungsansprüche der Zehntausende mit der heiligen Würde der „Wissenschaft als solcher“ vereinbar seien, ist ja durch den totalen Charakter des nationalsozialistischen Staates hinfällig geworden, da das eine das andere nicht mehr ausschalten kann. In der Fachschaft wird der deutsche Student zum ersten Mal an die Verpflichtung seines Berufes herangeführt. Es hieße den Sinn der Fachschaftsarbeit böse verkennen, wollte man in ihr eine dilettantische Konkurrenz der wissenschaftlichen Vorlesungen und Übungen der Dozenten erblicken, entstanden aus einem billigen Aktualitätsbestreben oder gar einer feigen Flucht vor der geistigen Zucht wissenschaftlichen Denkens. Wo lokale Unzulänglichkeit zu diesem Ergebnis geführt hat, wo auch die Fachschaft nur Vorträge und Diskussionen veranstaltet, findet diese Tätigkeit von selbst ein rasches und peinliches Ende. Ihr Sinn ist es vielmehr, die Begegnung von Student und Praktiker zu ermöglichen mit dem Ziel, beim Studenten bereits an der Universität jene echte Berufsgesinnung zu wecken, ohne die ein „ständisches“ Volk nicht existieren kann. „Die Fachschaft muß es also fertig bringen, die Theologiestudenten etwa schon in der Zeit ihres Studiums in verantwortliche Beziehung zu der Glaubensarbeit einer Gemeinde zu setzen; sie muß es fertig bringen, den zukünftigen Deutschlehrer schon in seinem Studium an bestimmte sprach-erzieherische Aufgaben heranzuführen, in denen seine Verantwortung für die lebendige Vermittlung deutscher Dichtung geweckt und einem bestimmten Lebenskreis eingegliedert wird, und in denen er erfährt, daß die deutsche Sprache, über deren Reinheit und Sauberkeit und Echtheit zu wachen seine spätere Aufgabe sein wird, ein lebendiges, ewig gegenwärtiges Gut des deutschen Volkes ist, für das jeder Einzelne mitverantwortlich ist.“ Wird die Fachschaft das nicht fertig bringen, dann ist sie überflüssig und kommt nicht über eine fatale Kopie des bisherigen Wissenschaftsbetriebes hinaus.

Einen Schritt weiter geht die Kameradschaftserziehung. Hier wird ein Stück echter politischer Erziehung geleistet, indem hier das geistige Erlebnis in die Form der mannschaftlichen Zucht gespannt ist. Es geht im Kame-

radschaftshaus nicht bloß um die Ergänzung des Wissenschaftsdienstes durch die sportliche und bündische Erziehung, nicht bloß um einen Zusatz zu der bisherigen rein intellektuellen Bildung. Sondern die eigentliche Bedeutung des Kameradschaftshauses ist darin zu erblicken, daß das Erlebnis des Geistes nach nationalsozialistischer Auffassung überhaupt nur in der mannschaftlichen Lebensordnung voll zum Durchbruch kommen kann. Die Rückkehr zur mannschaftlichen Lebens- und Erziehungsgemeinschaft ist — wofür ganz allgemein auf Alfred Bäumlers Buch „Männerbund und Wissenschaft“ verwiesen werden darf — das entscheidende Kennzeichen unserer Epoche.

So weit ist die deutsche Studentenschaft selbst an der Arbeit. Sie ist aber nüchtern genug, um zu wissen, daß ihre Arbeit auf lange Sicht zum Scheitern verdammt ist, wenn nicht Hand in Hand damit ein gründlicher Umbau des Lehrkörpers der deutschen Universitäten geht. Der Neubau der Universität wird nicht eher verwirklicht werden können, als nicht an die Stelle der Lehrergeneration, die heute noch überwiegend die Hörsäle beherrscht, eine neue Schicht junger Dozenten getreten ist, die die Schule der Gemeinschaft in Arbeitsdienst, S.A., Kameradschaftshaus und Fachschaft am eigenen Leibe verspürt hat. So wenig künftig Schullehrer sein kann, wer nur den Nachweis bestimmter Examenskenntnisse erbringt, so wenig darf der künftige Erzieher an der deutschen Universität nach diesem Gesichtspunkt ausgewählt werden. Der Preußische Kultusminister hat daher angeordnet, daß in Zukunft jeder Dozent, der sich habilitieren will, vorher im Arbeitslager gedient haben muß. Weitere und weitergreifende Maßnahmen sind in Vorbereitung. Auf jeden Fall wissen wir, daß der Neubau der deutschen Universität solange Stückwerk bleiben muß, als die Schicht der Dozenten, die die bündische und weltanschauliche Schule des Nationalsozialismus durchlaufen haben, zahlenmäßig so gering ist wie heute. Darum richten wir uns — wie in allen Fragen der geistigen Neuorientierung — bereits heute auf lange Zeiträume ein.

Wir haben keine Angst, daß unterdessen die großen For-

schungsergebnisse der Menschheit verloren gehen könnten: zur Bewachung und Förderung dieser Spitzenleistungen finden sich immer die wenigen Menschen, die dazu erforderlich sind, mühe-los von selbst ein. Die kleine Gemeinde der Gralhüter stirbt nicht aus. Worum wir uns sorgen und mühen, ist, die Wissen-schaft nicht zur billigen Ware in der Hand Unberufener wer-den zu lassen, sondern sie dem lebendigen Urgrund der völ-kischen Gemeinschaftserziehung einzuverleiben.

WIR UND DER STAAT.

Motto: Die Grammatik kann nie eine Sprache,
die Aesthetik nicht einmal ein Gedicht, die Po-
litik aber nimmermehr einen Staat hervorbrin-
gen. Euer Vaterland werdet ihr euch nicht er-
klügeln. Ranke.

Es scheint ein Wagnis, über das Verhältnis eines dermaßen gegensatzreichen Kollektivums, wie wir Studenten es darstel-len, zum Staate sprechen zu wollen. Denn was ist schließlich dieses „Wir“? Scheint es nicht einer jener vagen Begriffe, deren umfassender Charakter den Inhalt aller Substanz be-raubt? Und nun gar das Verhältnis einer dermaßen zweifel-haften Einheit zum Staat, ebenfalls einem Abstraktum, dessen Wesen fast nicht greifbar ist, bestimmen zu wollen, wird das möglich sein?

In umfassendem Sinne sicher nicht. Doch das ist auch nicht der Zweck dieser Zeilen, die nur auf ein Problem hin-deuten wollen, das innerhalb dieser unserer Zeitschrift nicht so sehr in den Hintergrund treten sollte, wie dies neuerdings ge-schieht.

Jede Zeit stellt bestimmte Fragen besonders laut. So die heutige die nach dem Staate. Warum wollen „wir“, nicht als eine Gruppe, sondern als Gesamtheit, sie überhören? Oder gibt es diese Gesamtheit gar nicht, sondern nur einzelne, die sich in politischen Parteien sammeln und bereits praktische Politik treiben? Es hat den Anschein; doch vermutlich ist es nicht so. Irgendwie sind wir Studenten doch eine Einheit. Am „Dies“ pflegt diese Einheit sogar greifbare Gestalt zu bekom-men in Form jener vom Fackelschein umloderten Menschen-schlange, die der Alma Mater huldigt. Aber nicht nur jene

Beziehung zur Universität, die das Fest symbolisiert, macht aus uns eine Einheit, die vom „wir“ zu sprechen berechtigt, sondern auch sonst sind wir als Einheit faßbar durch die mehr oder weniger gleiche Situation innerhalb der Volksgemeinschaft. Damit ist nicht gemeint, was in dem Wort vom „Akademiker“ ausgedrückt wird. Unser Akademikertum scheint heute ein leicht zweifelhaftes Ding. Sondern gemeint ist einfach das über die Schule Hinausgewachsensein und doch noch nicht im praktischen Wirtschaftskampfe Stehen. „Wir“ als die Gruppe jener mit den größten Möglichkeiten, als die „Freiesten“ im Volke, was politische Voraussetzungen anbelangt.

Sobald man ins praktische Berufsleben hineinwächst, kommt die politische Abstempelung heute bei uns von selbst. Je nach den „Chancen“ wird man konservativ oder revolutionär. Das politische Ideal schmilzt wie die Butter an der Sonne. Selbst der, der eins zu haben meint, hat unbewußt nur seine wirtschaftliche Lage unterbaut. (Abgesehen von konfessionellen Gruppierungen — aber vielleicht meistens dort auch.) Die freie Wahl ist „draußen“ eine Utopie und Opportunismus Trumpf. Wir aber, innerhalb der schützenden Mauern der Hochschule, sind diesem draußen gegenüber gekennzeichnet durch größere Ungebundenheit unserer geistigen Entscheidungen, auch gegenüber dem Staate. Insofern haben wir ein besonderes Verhältnis zu ihm.

Dies alles verhält sich so gegenüber dem Staate als konkrete Erscheinung, in dem Staate, in den wir hineingeboren wurden, der Schweizer-Demokratie. In jenem, dem man, um ihn historisch abzugrenzen, als bürgerlichen Rechtsstaat bezeichnet, dessen Wesensbestandteile Parteien sind, durch die „Interessen“ vertreten werden, der den Opportunismus auch ihm gegenüber durch seinen Charakter involviert, der das Individuum über sich setzt, der in letzter Konsequenz sich selbst aufzugeben bestrebt ist. Es hat Staaten gegeben und es sind Staaten denkbar, in denen das nicht so ist. Im historischen Lehensstaat und im Absolutismus gab es mit Notwendigkeit eine andere Haltung gegenüber dem Staate. Auch der moderne totalitäre Staat mit seinem „Recht ist, was dem deutschen Volke nützt“, ist eben daran, eine neue Einstellung des Indi-

viduums zum Staate zu fordern. Wenn dieser Staat sich bis in die letzten Konsequenzen verwirklichen könnte, würde mit der geistigen Beschäftigung der Konstruktion anderer Staatsformen bereits der Tatbestand der Ketzerei gegeben sein. Das Individuum hätte ihm zu dienen — ohne jede Kritik.

Wir werden jedoch noch nicht zu Ketzern, wenn wir uns über das Wesen des Staates klar zu werden suchen. Warum tun wir es so selten? Die Beschäftigung mit seinem Wesen, seinen theoretischen Möglichkeiten, seiner vielgestaltigen, in tausend Farben schillernden historischen Gestalt, seiner schicksalhaften Unentrinnbarkeit, ist etwas vom Anziehendsten, das es gibt. Und er begegnet uns ja dauernd. Dem Theologen als Konkurrent der Kirche, dem „Staats“wissenschaftler als eigenes Objekt, dem Philosophen als meisdurchdachtes Problem, ja auch der Naturwissenschaftler und Techniker stößt dauernd auf ihn. Versäumen wir nicht, Wissen um ihn zu erwerben, bevor wir in den praktischen politischen Kampf eingreifen, so lange wir die Freiheit dazu haben!

Das Wesen des Staates kann niemals in einen Begriff gepreßt werden. Es ist verderblich zu sagen „Der Staat ist organisierte Macht.“ Punkt. Ergo . . . wie es Treitschke und Spengler tun und wie es ein ganzes Volk nachbetet. So einfach läßt sich der Staat nicht auf einen Nenner bringen. Man muß ihn immer wieder umwerben, da er dauernd im Werden ist. Man muß sich immer bewußt bleiben, daß man von seinen tausend Wesenheiten doch immer nur wenige erfaßt. Er ist ja so breit und umfassend. Er ist geistiges Gebilde, das letztlich nur in unseren Vorstellungen von ihm lebt, und manifestiert sich doch an allen Dingen, die er umfaßt und prägt ihnen seinen Stempel auf. Er scheint als geistiges Gebilde beliebig vorstellbar und konstruierbar und ist in Wahrheit und Wirklichkeit gewachsen, einmalig und notwendig wie eine Pflanze. Er ist unser Schicksal, wir sind ihm ausgeliefert und verhaftet und haben doch die Freiheit, ihn zu formen. Er ist jederzeit eine Idee, aber diese gewinnt immer erst Leben, sobald sie an einer Substanz in Erscheinung treten kann, so, wie im Kunstwerk Form und Stoff zueinander gehören. Zeitweise ist der Staat ein Objekt gewesen, in ein Symbol gefaßt, das man mit sich herumtragen

konnte. In den Momenten, wo Friedrich II. fast alles verloren hatte, hatte er mit der Krone doch den Staat. In seinen schwächsten Stunden liebte er das Kleinod und drückte es sich auf das Haupt. Solange er die Krone hatte, war er Kaiser und damit damals Staat. Manchenorts ist der Staat auch ein Mensch. So der letzte Mandschu. Als Pu Yi im Jahre 1924 sich vor Feng in das japanische Gesandtschaftsgebäude in Peking flüchtete, wußte Yoshisawa, der spätere Völkerbunds-gesandte, ganz genau, daß mit diesem Menschen ein Staat zu ihm kam. Heute hat er im Mandschukuo bereits wieder Form und Inhalt, Macht und ein Gebiet.

Dieses gleißende Wesen des Staates macht ihn verführe-risch. Er verlockt zu Experimenten. Und besonders wir Stu-denten, aus unserer geistigen Freiheit ihm gegenüber heraus, sind immer in Versuchung, in ein falsches Verhältnis zu ihm zu geraten. Besonders ist es sein Wesen als Idee, das uns über die Möglichkeiten seiner Konstruierbarkeit täuscht. Der beste Warner vor Fehlern sind hier die allzuoft vergessenen Wahr-heiten des größten deutschen Historikers. So schrieb Ranke in seinen Reflexionen im Jahre 1832: „Auch die Staaten aber sind Produkte eines schöpferischen Genius, nicht einzelner Menschen, noch einer einzigen Generation, so wenig wie die Sprache, sondern einer Gesamtheit und vieler Geschlechter; wie groß auch der Einfluß sein möge, den ausgezeichnete und hochgestellte Männer darauf ausüben können: sie sind der Aus-druck des nationalen Charakters; und wie sie aus einer ur-sprünglichen Energie des menschlichen Geistes kommen, so haben sie ihre eigenen Gesetze innerer Bildung — Euer Vater-land werdet ihr euch nicht erklügeln!“

Helmut Suter, cand. oec.

EIDGENOSSENSCHAFT UND SCHWEIZERTUM.

Heute, in der Zeit der nationalen Selbstbesinnung, entsteht uns neu das Bild der alten Eidgenossenschaft. Das Wort „eid-genössisch“ erscheint als das Zeichen nationaler Kraft, opfer-bereiten Kampfgeistes und des Einstehens für das Ganze mit Gut und Leben. Wir dürfen gewiß dankbar sein, in unserer Geschichte solche Vorbilder zu besitzen, aber zugleich haben

wir auch die Pflicht, zu fragen, wie nahe wir diesem Vorbild heute noch sind und wie weit mit ihm das Wertvolle gerade der heutigen Schweiz verbunden ist.

Wir müssen in der Geschichte ziemlich weit zurückgehen, um auf die eigentliche Blütezeit der „alten Eidgenossenschaft“ zu stoßen, denn deren Bestehen bis 1798, oder gar bis 1848, ist kaum mehr als ein schattenhaftes Nachleben. Die Zeit des eigentlichen politischen Kraftbewußtseins liegt im späten Mittelalter, in den Abwehrkämpfen von Morgarten bis zu den Schlachten des Schwabenkrieges. Es ist die Zeit der Eidgenossenschaft im wahrsten Sinne; sie endigte mit der Niederlage von Marignano, und vollends die Glaubenspaltung der Reformation bewirkte eine neue Zeit, eine Epoche der innern Konflikte und der Lockerung der äußeren Einheit.

Die Eidgenossenschaft der nun folgenden Jahrhunderte ist von der vorangegangenen von Grund auf verschieden. Nicht mehr eine Vereinigung von Demokratien, sondern die Herrschaft der „gnädigen Herren“, die sich noch am ehesten zusammenfinden in der gemeinsamen Unterdrückung von Rebellionen entrechteter Landleute.

Erst im 18. Jahrhundert beginnt wieder frischeres Leben in dem damals verknöcherten und in äußeren Formen erstarrten Staatswesen. Immer mehr finden sich nun unter den Regierenden einsichtige, wohlmeinende und weitblickende Persönlichkeiten. Vielerorts werden aus den „gnädigen Herren“ Landesväter im wahren Sinne des Wortes. Und wieder, wie in der Reformationszeit gewinnt die Schweiz geistig und kulturell Anteil am europäischen Leben. Es ist allerdings nicht mehr die politisch-militärische Stellungnahme zu internationalen Händeln, wie zur Zeit der Mailänderkriege, sondern eher, wie in den kurzen Jahren Zwinglis, eine Zeit der geistigen Selbstbesinnung, deren Wirkungen oft weit ins Ausland gehen. Die Männer jener Epoche, Künstler und Gelehrte, wie Haller, Geßner, Bodmer und Lavater, nennen sich nicht mehr „Eidgenossen“, sondern „Helvetier“ oder „Schweizer“. Und trotz ihrem Weltbürgertum, trotz ihrer schwärmerischen Begeisterung für reine Menschlichkeit sind sie erfüllt von einem glühenden Patriotismus, von einem Willen zu nationaler Erneuerung, der gerade

heute überrascht. Wenn die Reformpläne, wie sie aus diesem Kreise heraus in der „helvetischen Gesellschaft“ formuliert wurden, nicht zur Verwirklichung gelangten, wenn daraufhin dem Eindringen der französischen Revolution in unser Land zu wenig gewehrt wurde, so liegt die Schuld an der Katastrophe von 1798 im wesentlichen doch am damals überlebten System der alten Eidgenossenschaft.

Seit der Mitte des 19. Jahrhunderts schien sich dann das Ideal einer nach außen frei und geschlossenen, nach innen einigen und blühenden Schweiz zu verwirklichen. Weder früher noch später hat unser Land eine ähnlich geachtete Stellung eingenommen im europäischen Geistesleben, wie damals. Jakob Burckhardt, Böcklin, Keller, Meyer und Gotthelf sind immer noch Namen von europäischem Klang. Und wie die Schweiz gebend und spendend war, so durfte sie auch nehmen. Sie war stolz einem Richard Wagner, einem Gottfried Semper und anderen bedeutenden Gelehrten des Auslands Asyl und Wirkungsfeld geben zu können. Im gleichen Zeitraum aber, und das rechtfertigt uns heute den Glanz jener Epoche, sammelte sich in der drohenden Kriegsgefahr des „Neuenburgerhandels“ das ganze Volk in Waffen gegen den übermächtigen König von Preußen, und nicht viel später, als in der Savoyerfrage sich die Schweiz in ihren Rechten verletzt fühlte, wagte es ein schweizerischer Bundesrat, dem stolzen Frankreich Napoleons III. mit einem Krieg zu drohen. (Bundesrat Stämpfli, März 1860.)

Es ist fraglich, ob ein Bundesrat heute ähnliches tun würde. Das Gleichgewicht zwischen weltoffener Geistigkeit und der materiellen Betonung nationaler Würde ist schon seit einiger Zeit gestört. Und wie sehr ein Nachlassen in der Betonung des Realpolitischen gerade der geistigen Seite der Schweiz zum Schaden wird, das zeigt unsere Gegenwart. Heute, da unser Land in seiner politischen und wirtschaftlichen Struktur erschüttert ist, konzentrieren sich viele Kräfte zu einseitig auf die Stärkung unserer materiellen Position, und jenes welt-offene, aus der räumlichen Bedingtheit zu weiterer Geltung über die Landesgrenzen hinausstrebende Schweizertum wird dabei übersehen, wenn nicht offen verächtlich gemacht. Es wird übersehen, daß jener Schweizer, der nicht nur den eige-

nen Boden kennt, im Innersten zum Wesen unseres Volkes gehört. Es ist niemals nur eine dünne, international sich gebärdende Oberschicht von Gelehrten gewesen, welche die Enge der Heimat überwand, sondern immer das Volk in allen seinen Schichten, das, genötigt durch den kargen Lebensraum, sich nach außen wandte und als Reisläufer, Kolonisten, Handelsleute, Gelehrte, Techniker und Künstler die Weite auf sich wirken ließ. Was daraus entstand, ist eine Weite des Gesichtskreises, sind Kenntnis und Verständnis für das Andere und Fremde, um die uns viele unserer Nachbarn beneiden. Das Wertvollste dabei aber ist, daß sich diese Schweizer ganz selten durch die Fremde entwurzeln ließen, sondern stets sich als Glied einer bestimmten Nation fühlten.

Wie neben der alten Eidgenossenschaft eine neue Schweiz, ein neues Schweizertum, emporgewachsen und über jene hinausgewachsen ist, das anzudeuten wurde hier versucht. Heute steht das Bild jener jugendlich-starken und gesunden Eidgenossenschaft als mächtig wirkendes Ideal über unserer altgewordenen Zeit. Aber es ist das Bild einer vergangenen Epoche, und es heißt schwere Verantwortung auf sich nehmen, wenn wir um ihrer Schattenseiten willen mit den Werten der seither emporgewachsenen Schweiz brechen! **Richard Zürcher**, phil. I.

DER SCHWEIZER STAATSGEDANKE.

Der Staatsgedanke ist der Ausdruck der Kraft und des Willens eines Volkes. Er findet aber nicht die Beachtung, die er verdiente, weil ihn die meisten Menschen für unwandelbar und für historische Wahrheit halten. Beides trifft aber nicht zu. Ja, man kann sogar sagen, daß seine Idee um so weiter vom Wahren entfernt sei, je mehr das Volk in sich Kraft enthalte und sein Ziel höher stecke. Streben heißt kämpfen und erfordert Einseitigkeit. Nur in stillen Zeiten ist Besinnung möglich, und nur dann kann sich der Staatsgedanke der Wahrheit nähern.

In der Not der ersten Jahre blieb keine Zeit zum Überlegen. Nur das eine wurde immer deutlicher, daß man anders war als die übrigen, und aus diesem Anderssein erwuchs im Kampfe die erste Staatsidee unserer Vorfahren. Sie erklärte

alles Fremde für freche Anmaßung und alles Eigene für berechnete Wahrung der Freiheiten. Mit diesem Glauben zog man in den Krieg, für ihn konnte man sterben und mit ihm wuchs man auch zur Einheit zusammen.

Die Zeit des Werdens und Ringens verging. Es folgten ruhigere Jahre. Die Ziele wurden klein und kleiner. Nun konnte und mußte man sich besinnen. So vieles, was man vorher als Selbstverständlichkeit hingenommen hatte, wurde jetzt zum Rätsel. Wie sollte man zum Beispiel den Ursprung des Einheitsbewußtseins erklären, wo doch im Augenblick so viel Nichtiges zu trennen schien? Mit der Lösung kam man damals der Wahrheit sehr nahe. Man erkannte, daß man durch die gemeinsame Vergangenheit zusammengewachsen war.

Als aber aus dem reinen Denken die Ideale der Freiheit und Gleichheit entstanden, da wurde auch bei unserem Staat in Form und Gehalt eine Wandlung nötig. Am alten Gedanken der Schicksalsgemeinschaft weiterbauend, sah man nun in der Vergangenheit ein frühes Erwachen eigener Ideen und wandte sich immer mehr von ihr ab, dem reinen Traumgebilde zu. Man schuf in Büchern Idealstaaten, trug sie ins Leben hinaus und glaubte so dem Heil der Menschheit entgegen zu gehen.

Diesem Glauben folgte eine tiefe Enttäuschung. Die Menschen waren nicht gut genug für diese Staaten, und jede Hoffnung, daß sie sich bessern würden, mußte nach und nach aufgegeben werden. Im Ringen der Völker entstand überall die neue Staatsidee. Mit tausend Zungen schrie sich alles an, und die Sprache wurde zu einem Götzen. Dieser veränderten Welt hatten auch wir uns anzupassen. Doch das ging nicht leicht, weil jetzt plötzlich eine tiefe innere Vielfältigkeit auftauchte, die man früher nicht bemerkt hatte. Es war so schwer, dabei noch einen alle einigenden Gedanken zu finden. Der Weg zur Vergangenheit war versperrt, denn man war ja damals im Sinne der Herrschaft des einen Teiles gewachsen. Es blieb nur eine Zukunftsidee. Man glaubte als auserwähltes Volk den andern die Versöhnung zeigen zu müssen.

Doch dieses Auserwähltsein kam nicht aus innerer Kraft. Zuerst sprachen davon die Fremden, dann glaubten wir es selber, weil wir nicht imstande waren eine bessere einigende Idee

zu finden. Dieser Staatsgedanke war ein Widerspruch zur Vergangenheit und ein Widerspruch in sich selbst. (Eine Einheit, gerade weil sie keine Einheit war.) Nur gut, daß er im Volke nicht durchdrang. Über kurz oder lang wäre es dann um den Staat geschehen gewesen.

Bruno Meyer.

HÄUPTER ROMS.

Zwei Tage lang ununterbrochen Rom in sich aufnehmen, macht müde: Kirchen, Denkmäler, Galerien und nochmals Kirchen und wieder Galerien. Heute will ich sorglos wie ein Kind des Südens alles Sehenswerte an mir vorbeiziehen lassen; ich gehe die Via Nazionale hinunter, um dort stehen zu bleiben, wo es mich hinzieht.

Die stolzen, breiten Straßen sind heute früher belebt als sonst. Marschmusik und lange Kolonnen von Schwarzhemden bringen gesteigerte Lebendigkeit in das ohnehin buntscheckige Straßenbild. Jeden Tag kommen sie aus allen Provinzen der madre Italia, diese Arbeiter und Bauern, um die „Mostra della rivoluzione fascista“ zu besuchen, die überall propagierte und mit allen Mitteln moderner Reklamekunst populär gemachte Ausstellung der Revolution der schwarzen Hemden.

Wie Ameisen strömen die Schwarzen heute auf der Piazza Venezia zusammen. Von allen Seiten ziehen sie auf den Platz vor dem Nationaldenkmal, das seit Kriegsende das Grab des unbekannten Soldaten aufgenommen hat, Tag und Nacht bewacht von zwei Kriegern in voller Feldausrüstung.

Von Passanten höre ich sagen, daß heute die Arbeiter der Fiatwerke der ewigen Stadt ihren Besuch machen. Vielleicht wird man sogar Mussolini sehen oder gar hören? Ich wage es, einen Unteroffizier der schwarzen Miliz zu fragen. Er bejaht stolz, er freut sich offensichtlich, seinen Führer zu hören. Er zeigt mir auch, wo man den Mächtigen sehen wird: dort auf dem schmalen Balkon an der grell besonnten Mauer.

Eine Abordnung der Arbeiter legt am Grabe des unbekannten Soldaten einen Kranz nieder; dann wird die Treppe etwas frei, so daß ich mich aus dem Staube machen kann, möglichst nahe an den Palazzo Venezia, das Arbeitsquartier des Duce. Noch vergeht eine Weile unter unruhigem Gessumm der

Menge. Auf dem Balkon, eingerahmt von zwei mächtigen, in Stein gehauenen Liktorenbündeln, öffnet sich eine Tür, und ein Mann tritt heraus, den ich nicht erkennen würde, wenn nicht die Menge ihm toll zujubelte, es scheint also wirklich der Duce zu sein.

Er lacht, als er die vielen Kinder seines Landes sieht, beugt sich über das Steingeländer, lacht wie ein Vater, der sich freut, daß es seinen Kindern gut geht. Kurz winkt er mit der Hand und aller Augen hangen an seiner jetzt undurchdringlichen Miene. Mussolini ist wirklich ein glänzender Redner, kein Lärm stört die Folge seiner klaren Worte.

Knappe zehn Minuten hallt die Stimme des Capo del Governo über das jahrhundertealte Pflaster, dann hebt er kurz die Hand — und verschwindet. Seine Getreuen sind aber noch lange nicht zufrieden, stürmisch verlangen sie ihn wieder zu sehen, Händeklatschen, Evviva-Rufe.

Nochmals tritt Mussolini zwischen den grauen Liktorenbündeln hervor, beugt sich über das Geländer — lächelt wieder, er scheint heute ganz glänzender Laune zu sein. Ein zweites Mal spricht er kurz, zu den vornstehenden Arbeitern scheint er geradezu persönliche Bemerkungen zu machen, scheint sie zu fragen, wie es zu Hause gehe, ob die Kinder gesund seien — zum zweiten Mal der römische Gruß — dann ist und bleibt der Duce für heute verschwunden.

Alles Händeklatschen und all die begeisterten Rufe nützen nichts, die Pforte öffnet sich nicht mehr. Langsam bemächtigt sich der Verkehr wieder des großen Platzes, die Omnibusse fahren wieder zu und ab, die Menschen verlieren sich in den einmündenden Hauptstraßen.

*

Der Nachmittag findet mich in der Peterskirche. Wer sich die Malereien und Werke der Bildhauer betrachten will, kommt heute kaum auf seine Rechnung; die Kirche ist voll von Pilgerzügen, die das heilige Jahr nach Rom gebracht hat. Ich drücke mich um einige Mauerecken und stehe vor einem Eingang in das Innere des Vatikanstaates; Schweizergardisten stehen dort, und natürlich auch andere Landsleute, denn jeder Schweizer, der nach Rom kommt, besucht die Eidgenossen der päpstlichen

Garde. Ich erfahre, daß der Papst heute um fünf Uhr eine Audienz gibt. Ich habe am Morgen Glück gehabt, vielleicht habe ich es am Abend wieder, ein Versuch kostet ja auf alle Fälle nichts. Ich muß aber über eine Stunde warten, bis ich mit der wartenden Menge eingelassen werde.

In einem hohen, einfachen Saal füllt sich alles mit Menschen. Sie flüstern oder stehen schweigend herum. Als nach einer Viertelstunde der heilige Vater noch nicht erscheint, wird das Gerede lauter, schließlich so, daß ich nur die Augen zu schließen brauche, und die Täuschung, in einem Hörsaal der Alma mater Turicensis nach der Pause zu sitzen, ist vollkommen. Einige Minuten lauten Geschwätzes vergehen, dann öffnet sich die Doppeltür und der höchste kirchliche Würdenträger betritt den vollen Saal. Ich fühle mich als Protestant zwar etwas deplaciert, bin aber um nichts weniger gespannt. Wer beim Erscheinen des Pontifex maximus feierliche Stille und ehrfürchtiges Schweigen erwartete, ist vielleicht im ersten Augenblick entsetzt. Das lebendige Temperament der Italiener erträgt das nicht. Ein begeisterter Lärm bricht los: „Evviva il Papa, evviva il Papa“, dazu klatscht alles in die Hände. Der Papst schreitet langsam bis zur Mitte der Vorderwand, wo er sich auf einen erhöhten Thronsessel setzt. Dann lächelt er leise, er hat wohl Freude an diesem fröhlichen Empfang. Er scheint etwas müde zu sein, das ist auch zu verstehen: kommt er doch eben von einer Audienz, um gleich wieder zu einer andern zu gehen.

Der Pontifex maximus spricht. Ich kombiniere heute zum zweiten Mal meine Kenntnisse des Italienischen und des Lateinischen. Er spricht von etwas, das heute alle brauchen können: Frieden. Jetzt hört jeder vorher noch so laute Schwätzer andächtig zu, viele halten die Hände gefaltet. Auf allen Gesichtern liegt gläubige Aufmerksamkeit.

Mit einer Mahnung zum Frieden im großen wie im kleinen schließt der Papst seine Ansprache. Alles drängt sich vor, ihn aus der Nähe zu sehen, ihm vielleicht die Hand zu küssen, oder gar ein Wort mit ihm zu wechseln. Von seinem erhöhten Sitz heruntergestiegen, nähert sich der heilige Vater den Vornstehenden, spricht mit einigen und verläßt den Saal, der sich

allmählich leert; diesmal in größter Ruhe. Hier und dort zeigt eine nachdenkliche Miene, daß des Papstes Worte dem einen und andern ein tiefes Erlebnis bedeuteten.

*

Wer heute in Rom die Universität sucht, dem kann es passieren, daß er in arge Verlegenheit kommt, denn alle Fakultäten der Alma mater Romana sind in der ganzen Stadt zerstreut. Heute befindet sich im Quartier San Lorenzo eine Anzahl von Gebäuden im Bau, bei denen es sich um die neue Universität Roms handelt; die weiten Ausmaße haben ihr heute schon den Namen Città eingetragen. Seit die ewige Stadt zur Krone Italiens wurde, war das Problem brennend, alle Fakultäten in einem Sitze zu vereinigen. Seit den Anfängen dieses Jahrhunderts hat die Zahl der Studierenden in Rom beständig zugenommen. Es sind heute deren sechstausend, ohne die dreihundert Fremden zu zählen. Die Fakultäten bedürfen nicht nur moderner Einrichtungen, sie haben an den verschiedensten Orten der Stadt ihren Sitz. 1925 hat Mussolini beschlossen, eine neue Universität zu errichten, koste es, was es wolle. Diese Universität sollte nicht nur den Bedürfnissen der Kinder des eigenen Landes dienen, sondern zu einem Anziehungspunkt für Europas intellektuelle Jugend werden. Zieht man in Betracht, was das moderne Rom für eine auf allen Gebieten hervorragende Stadt ist, so kann man ohne weiteres annehmen, daß diese Hoffnung der Erfüllung nahe ist. Diese neue Universitätsstadt soll am 21. April 1935 eingeweiht werden, also am Jahrestage der Gründung Roms, dem „dies natalis urbis“. Mächtige Kundgebungen sind vorgesehen. Diese Festlichkeiten bedeuten die Entstehung eines Studienzentrums, von dem man einen der Entwicklung des ganzen Landes würdigen Impuls erwartet.

Emil Baldinger, iur.

ALS KÜCHENMAID IN DER STUDENTENARBEITS- KOLONIE.

Wir waren schon immer für die Idee der Arbeitskolonien begeistert gewesen.

So standen wir denn eines Morgens im „Bureau für stud. Hilfsdienst“ und stellten uns als Küchenmädchen vor. Mir war, als ob der Kolonieleiter uns prüfend betrachtete. Ein etwas unbehagliches und

unsicheres Gefühl stieg in mir auf. Ich bedauerte plötzlich heftig, meine Mütze nicht etwas „solider“ aufs Haupt gesetzt und trotz der Sommerwärme lange weiße Handschuhe angezogen zu haben; auch schienen mir der blumengeschmückte, wippende Riesenhut meiner Freundin, sowie ihr gepudertes Näschen nicht die besten Fürsprecher für unser Anliegen zu sein. —

Aber trotz alledem kam nach einigen Tagen ein Aufgebot, in welchem stand, daß man uns im September im kleinen Walliserdörfchen Außerberg brauchen könne. —

Tschevola-hoi, tschevola-hoi, tschevola-hoi-hoi-hoi!! — — Beinahe wäre ich vor Schreck vom Trittbrett des Eisenbahnwagens herunter gepurzelt! Eine überwältigende Begrüßung! Ich war recht erstaunt, als sich aus dieser undefinierbaren brüllenden Horde einige menschenähnliche Individuen loslösten, uns freundlich begrüßten und sich galant unserer Rucksäcke und Kofferchen bemächtigten. Mit elegantem Schwung setzten sie sie auf ihre bloßen Schultern, und die Muskeln unter der braungebrannten Haut spielten wie gewünscht. —

Und dann standen wir mitten in dieser Horde drin und schüttelten viele harte und feste Hände, die sich uns kameradschaftlich entgegenstreckten. Aber unsere an städtische Zivilisation gewöhnten Augen irrten entsetzt von einer Gestalt zur andern. Da sah man von Bärten umrahmte Antlitze, kahlgeschorene Sträflingsschädel, verwegene aufgesetzte Landstreichermützen; einer gefiel sich in einem Hirtenhemd à la Melchthal, ein anderer in knallgrünen Zirkushöschen, ein dritter in einem „malerisch“ zerrissenen Kittel. Vorläufig staunten wir!

Unsere Bergschuhe klapperten lustig den Berg hinauf und trugen uns dem Dörfchen entgegen. Es war ein herrlicher Spätsommerabend, und die Wallisergegend prangte vor uns in satten, tiefen Farben. Die knusperigen, heimeligen Häuschen Außerbergs lachten uns einladend zu, und eine auf einer stolzen Arve befestigte Schweizerflagge begrüßte uns flatternd. „Das ist unsere Fahne“, erklärte mir einer der Studenten voller Stolz, und ich freute mich an diesem Willkommensgruß.

Noch am gleichen Abend wurden wir in die Geheimnisse des Kolonriebetriebes eingeweiht. Vor allem mußten wir die Straße, an der die Studenten arbeiteten, bewundern. Dann zeigte man uns die Schlafräume, den Eßsaal, unser Küchenreich; man stellte uns die Küchenleiterin vor, man erklärte uns, daß wir für fünfzig hungrige Studenten zu kochen hätten, daß das „Sie-sagen“ verpönt sei, daß man nicht „pardon“ sondern „hoppla“ sage, daß Bärte und Schnäuze hier aus „praktischen“ Gründen Mode seien (wir bemerkten aber schnell, daß bis an die Fliege und das kokette Geißbärtchen alles wegrasiert war!). Man sagte uns, daß Sauberkeit hier ein unerreichbares Ideal bleibe, daß man sich nie über etwas wundern solle, daß Flöhe höchstens beißen könnten und Mäuse im allgemeinen harmlose

Tierchen seien. Ich sah, wie meine Freundin beim Wort „Mäuse“ zusammenzuckte, und fühlte in mir selbst ein kleines Gruseln; aber da wir beide heldenhafte Jungfrauen sind, ließen wir uns auch durch diese zoologischen Neuigkeiten nicht abschrecken.

Und dann standen wir fünf Mädchen in unserem Kämmerlein, halfen uns gegenseitig beim Schütteln der Strohsäcke und schlossen stillschweigend einen Bund der Kameradschaft und Freundschaft. —

„Zwei blau-e Augen und ein Tan-go, die sind schuld daran..!“ Leise Grammophonmusik schlich sich in unsere Träume ein, ließ uns noch ein bischen im Ungewissen verweilen und führte uns dann in die Wirklichkeit zurück, so daß wir auf das: „Aufstehen, 5 Uhr!“ ein verhältnismäßig frisches „Jawohl“ antworten konnten. Musik ist ein herrlicher Wecker, und sie verfehlte auch bei uns ihre Wirkung nicht. Innert kürzester Zeit banden wir unsere währschaften Küchenschürzen über die lustigen Dirndelröcke. Die regelmäßigen Morgenwaschungen hatten wir allerdings schon längst auf den Nachmittag verschoben; wenn's gut ging, streckten wir schnell unsere Nasen unters Brunnenrohr und ließen sie vom frischen Morgenwind trocknen. Mit eiligen Schritten strebten wir dem Schulhaus zu, stolpterten im Halbdunkeln über aufgeworfene Erdhaufen, sprangen über Gräben, was natürlich die Witzader der schon arbeitenden Studenten reizte, und gelangten so unter Hindernissen in unsere Küche. Das erste, was wir taten, war, daß wir den Kitchenboy unter unsere kritische Lupe nahmen. Ein jeder mußte einmal Küchendienst tun. Unserer Ansicht nach war dies ein herrlicher Posten, und wenn einer einmal aus eigener Initiative Wasser holte, wurde er ganz in den Kreis der Küchenmädchen einbezogen und durfte alle unsere Vorteile mitgenießen, z. B. den Zutritt zu der sehr umschwärmten Speisekammer. Daß wir faule Kitchenboys hetzten, mag stimmen, aber sie werden uns sicherlich früher oder später dafür dankbar sein. Für unsern Ärger wurden wir dadurch entschädigt, daß wir an den oft recht eigenartigen und interessanten Charaktertypen psychologische Studien treiben konnten! —

Die Küche war unser Reich, unser Heiligtum, unser Herrschaftsgebiet. Es war ein nicht sehr großer, halbdunkler, rußiger Raum; aber weder Dunkelheit noch Rauch vermochten unsere frohe Stimmung zu hemmen. Bei gemütlichem Plaudern und munteren Liedern waren die Kartoffeln im Nu geschält, die Rüben schabte man im Takt, und es schien, als ob sich das knisternde Feuer ebenfalls anstrengen wollte, die Suppe recht schnell zum Kochen zu bringen. —

Natürlich war nicht gerade immer so rosige Stimmung in der rußigen Küche, und es waren nicht nur der Rauch und die Zwiebeln, die unsern Augen ein heimliches Tränlein entlockten. Wir lernten auch die Leiden der Köchinnen kennen und hatten über angebrannte Suppen, festgesessenen Kakao und nicht weichgewordene Kartoffeln zu jammern.

Um ein Uhr kamen die Jungens von der Arbeit zurück, prustend

und schwitzend. Hungrig stürzten sie in den Eßsaal und klapperten ungeduldig mit den Löffeln auf den Zinntellern herum, was dann meistens unser Blut in Wallung brachte! Trotzdem wir Riesenportionen verteilten, waren die Teller im Nu wieder leer, besonders, wenn es Braten gab! Reklamiert und bekrittelt wurde natürlich immer, ob schon das Essen gut war, was dadurch bewiesen wurde, daß der Koloniarzt bei den meisten sich krank Meldenden feststellte, daß sie sich einfach überessen hatten.

Abwaschen! Ein häßliches Wort! Aber man wußte sich zu helfen. Jedem, der harmlos in der Nähe der Küche herumstand, wurde ein Tüchlein in die Hand gedrückt; dazu stellte sich eine Schar freiwilliger Helfer ein, die allerdings mehr um des Betriebes als um der Arbeit willen anrückten. Man sang, man lachte, und die blanken Teller und Schüsseln flogen wie Ziegelsteine von Hand zu Hand, bis sie in der rasch sich füllenden Geschirrkiste landeten.

Mittags hatten wir zwei bis drei Stunden Ruhepause, die wir über alles schätzen lernten. Wir waren froh, unsere schmutzigen und müden Hände waschen und ausruhen zu können. Kleinere Ausflüge wurden unternommen, wir kletterten den Wasserleitungen nach, oder dann lagen wir faul in der Sonne und dachten an nichts, oder saßen auf dem Kirchenmäuerchen und erzählten uns von unsern Zielen und Idealen. Stunden, in denen auch das Persönliche zu seinem Rechte kam.

Abends war es besonders gemütlich, wenn sich alle vor der Küche zusammenfanden, um noch ein bißchen fröhlich zu sein. Lustige Studentenlieder klangen in die Abendluft hinaus, eine Handharmonika reizte zum Tanzen. Oder wir saßen einträchtig auf jenem Hügel, wo ein riesiges Kreuz aufgepflanzt ist und unsere Schweizerfahne im Winde flatterte, und schauten ins Tal hinunter, wo viele lebendige Lichtlein blinkten, und genossen die Stille, die auf den dunkeln Bergen lag.

„Heidideldidel — heidideldidel — heidideldideldum — — — —!
Koloniefest! Der Boden des Gemeindesaales dröhnte unter den tanzenden Füßen. Mit aufgeblähten Wangen bliesen die Dorfmusikanten in ihre Trompeten. Die bunten Kopftücher der Walliserinnen flogen mit ihren Röcken um die Wette. Die schweren Bergschuhe der Walliser stampften im Takt. Alles drehte sich, jung und alt, groß und klein, Studenten und Bauern, bunt durcheinander. Zwischenhinein erlabte man sich an dem herrlichen Naß, das uns die Dorfbevölkerung gespendet hatte. Die Zinnkrüge kreisten. Auf der Bühne herrschte Hochbetrieb. Keiner fehlte, sogar unsere „Kranken“ waren vollzählig da! Niemand war müde. Wir drehten uns im Kreise, lachend und singend, unaufhörlich, und fühlten nur das eine, daß es doch wunderschön ist, wenn harte Arbeit und sprudelnde Fröhlichkeit so eng miteinander verbunden sind. —

Grät Huber.

THOMAS MANNS „GESCHICHTEN JAAKOB'S“ UND „DER JUNGE JOSEPH“.

Das Problem des historischen Romans ist in Thomas Manns biblischen Erzählungen beispiellos gelöst. Wie beim „Zauberberg“ handelt's sich wieder um einen „Zeit“-roman. Es wird gezeigt, wie die Geschehnisse in der Zeit geschehen, und was für ein wandelbares, schwer bestimmbares Element die Zeit ist, in der sie geschehen. Jaakob konnten die sieben Jahre, die er um Rahel diente, kürzer scheinen als die letzten Tage vor der Hochzeit. Uns wird gesagt und demonstriert, daß die paar tausend Jahre, die seit jenen biblischen Geschichten verstrichen sind, kurz und lang sein können; wenn sie l a n g sind im Vergleich zu unserem Dasein oder unseren Geschichten und unserer Geschichte, so sind sie wiederum k u r z und bedeutungslos, verglichen mit dem „unerlötbaren Brunnen der Vergangenheit.“ Thomas Mann führt uns die K ü r z e und verhältnismäßige Bedeutungslosigkeit der Zeit, die zwischen dem biblischen Geschehen und heute liegt, vor Augen. Die Geschichten seiner Gestalten unterscheiden sich in wesentlichem kaum von Geschichten, wie sie uns oder den Buddenbrooks oder auch Hans Castorp geschehen konnten. Aus diesem Grunde wird der Einwand: „was gehen uns diese Geschichten entferntester Vergangenheit an?“ durch das Werk selbst entkräftet. Darüber hinaus aber sind die Geschichten Jaakobs, Josephs und ihres Kreises auch in anderer Hinsicht aktuell: sowohl in der Frage nach der S c h u l d — die, sei es in der Darstellung der Leiden, die Jaakob um Esaus bitterer Tränen willen erdulden mußte, sei es in der Erzählung von Josephs selbstverschuldeter Unbill der Brüder, sei es in der Festnagelung von Jaakobs eigensinniger Liebe zu Rahel, die „Gottes Eifersucht“ heraufbeschwor, durch das ganze Werk hindurch gestellt und beantwortet wird — als auch in der P s y c h o l o g i e. Die Anwendung ihrer modernsten Ergebnisse auf die biblischen Gestalten, ihr entschiedenes Ernstnehmen, die Treue zum kleinsten Detail als zu einem wertvollen Indiz, der beispiellose Ernst und die bald gewaltige (Jaakobs, des „Ausdrucksvollen“, Klage um Joseph) bald spielerische (Naphtalis Mitteilungsbedürfnis) Ironie, verleihen Thomas Manns Roman in ebensolchem Maße höchste dichterische Bedeutung wie seinen politischen, d. h. pädagogischen Wert. — Ein zweiter Einwand: „wozu schon in meisterhafter und plastisch-knapper Form Dargestelltes breit nochmals erzählen?“ drängt uns geradezu den Vergleich zu Shakespeare auf. Dieser Vergleich ist, ohne daß er banal verstanden sein will und ohne den Werken der beiden Dichter Zwang antun zu wollen, nach mehreren Richtungen hin interessant. In den Werken beider steht neben tiefstem Ernst die — nicht minder tiefe — Ironie; beide haben in ihren Dichtungen den Hang zum philosophieren; beide können breiteste Epik mit knappster Dramatik verbinden, ohne dadurch dieser noch jener Zwang anzutun; beide schließ-

lich (dies trifft nur für Thomas Manns neuestes Werk zu) holen Stoffe aus schon bestehenden Dichtungen. Daß die benutzte Dichtung in unserem Falle die Bibel ist, darf uns nicht stören. Beispiellos ist, wie nahe uns Thomas Mann die biblischen Gestalten durch die Fülle seiner Betrachtungen, seines wägenden, richtenden Erzählens bringt. Das ist Rechtfertigung genug für die Stoffwahl.

Der Stil des Romans ist, wie stets bei Th. Mann, ein wohlbedachter, durchwegs ernster, wenn auch oft spielerischer; ein Stil, der es mit jedem Worte ernst nimmt. Selbst in den breitest angelegten Erzählungen steht kein Satz, kein Wort, das nicht seinen Sinn hätte und das man streichen dürfte, ohne das Ganze zu verändern. Dieser Stil ist einmalig und „unvergeßlich“ einprägsam.

Aber nicht nur jedes Wort steht an seinem Platz, natürlich ist auch nicht das kleinste *G e s c h e h n i s* unnötigerweise erzählt. Alles ist bis ins kleinste sinnreich.

Wie wir es von früheren Werken her kennen, spielt die Wiederholung eine große Rolle. Daß Jaakob dieselbe Täuschung mit Lea geschieht wie Jizchak mit Jaakob, stellt uns Th. Mann als etwas so Schicksalhaftes dar, daß er den getäuschten Jaakob die gleichen Worte zu Lea sprechen läßt wie damals Jizchak zu Jaakob. Doch nicht nur Geschehnisse wiederholen sich, auch gewisse Gestalten, die das „schöne Gespräch“ in ungehöriger Weise, „mondgrammatisch“, als bestimmte nahe Vorfahren anspricht, sind in Wahrheit nur Wiederkehrende. Analog zur Erscheinung der Zeitkulissen werden uns die Personenverschiebungen aufgezeigt. — Aber nicht nur, daß in den Geschichten Jaakobs und Josephs Früheres wiederkehrt, auch Zukünftiges wird vorausgenommen und dadurch zur Wiederholung gestempelt: mit dieser Absicht, scheint mir, fällt das Wort vom Weizenkorn, das sterben muß, um zu leben, obgleich es die Bibel erst in späterem Zusammenhang erwähnt, schon hier; und der um Joseph trauernde Jaakob nimmt *H i o b s L e i d* vorweg und stempelt's so zur Wiederholung.

Thomas Mann gibt seinen Gestalten einige, immer wieder mit ernster Sorgfalt herausgearbeitete, bestimmende Charakter- und Schicksalszüge, durch die sie gleichsam „mathematisch“ determiniert werden. Und doch können sie sich für den Dichter und den Leser wandeln, je nach dem Gesichtswinkel, unter dem er sie betrachtet. Diese Psychologie, die die Charaktere — in den Grenzen ihrer immer wieder aufgezeigten „mathematischen“ Gegebenheiten — lebendig abwandelt, macht es, daß uns die Personen des Romans so durchaus als ganze, einmalige, wirkliche erscheinen. Sie sind, wie stets bei Thomas Mann, so einprägsam wie sein „unvergeßlicher“ Stil. *J a a k o b s*, des „Hochgescheiten“, des „Ausdrucksvollen“, Gestalt ist für immer in die Literatur eingegangen; mit ihrem Gottesinner- und Eiferertum, ihrer Erhabenheit und ihren Schwächen, Eitel-

keiten und Raffinements, mit ihrem Liebeseigensinn, ihrer Gottes-
treue, wie mit ihrem Selbstbetrug und dem Bedürfnis, in jedem Er-
eignis eine würdige Pose anzunehmen. Wir werden nicht vergessen,
wie Jaakob zähneklappernd den Segen erlistet und unterwürfig
und zutiefst unehrenhaft sich der Rache des Eliphas entzieht; wir
werden uns erinnern, wie er aus tiefstem Bedürfnis nach einem Aus-
gleich gegenüber dieser Demütigung und gleichzeitig auch als Schicksal
die Hauptehebung von Beth-El erfährt und hochmütig und gotteseifrig
weiterzieht; seine Liebe zu Rahel werden wir nicht vergessen,
sie ist das Stärkste, Eindeutigste an diesem seltsamen Manne, sie ist
stärker noch als seine Gottestreue, wir erfahren das zu verschiedenen
Malen: einmal, als über Rahel geweissagt werden soll und Jaakob
zwar pro forma zu Hause bleibt, dem Orakel aber doch angelegent-
lichstes Interesse entgegenbringt, dann auch in seinem Gotteshader,
als Joseph — der ja für ihn das herübergerettete Wesen der toten
Rahel bedeutet — verschwindet; vergessen können wir aber auch
nicht seinen schmachvollen Selbstbetrug vor Schekem, dessen Ge-
metzel er voraussah, nicht verhinderte aber nachträglich verfluchte! Er-
innern werden wir uns stets des grauenvollen Betrugs Labans und jenes
Erwachen Jaakobs nach der Hochzeitsnacht mit Rahel-Lea, das ihm
„um der bittren Tränen Esaus willen“ beschieden war; seinen kühlen,
raffinierten Verstand, seine einträgliche Rache an Laban, dem Erden-
kloß, werden wir nicht vergessen; und unvergeßlich wird uns sein
Schmerz um Joseph sein, ein Schmerz, so urtief, daß Jaakob wohl
vermocht hätte zu blöken wie der sterbende Jizchak, in dem er aber
dennoch nicht versäumte, eine Pose anzunehmen. — Ebenso unvergeß-
lich wie diese Jaakobsgestalt sind auch all die anderen: Esau, der
jähzornig-harmlose, flötenblasende Bock und Laban, der nüchtern-
pfiffige Erdenkloß; Rahel, die hübsch und schön war, und Joseph, der
hübsch und schön war, und der pausbäckige, josephisch plappernde
Benjamin-Benoni; Jizchak, der aus Schicksal und Willen erblindete,
und Rebekka, die eifrig-energische Jaakobsmutter; der Gottessucher,
Gottes-„Erschaffer“ und wiederkehrende Ur-Wanderer Abraham;
Eliezer, der fromme, wiederkehrende Halbbruder und Knecht; die
Josephsbrüder: Reuben, der Große, Starke, Gute, mit der hohen Stim-
me, das „reißend Wasser“; Schimeon und Levi mit ihrem einstudier-
ten Stiergebrüll; Naphtali, der Flinke, und Ascher, der Naschhafte;
Gad, der Gerade; und die übrigen Brüder alle; der blumenliebende
Offizier Beset und sein Herr Hemor; Sichem, der liebestolle Jüng-
ling und das unscheinbare Frätzchen Dina; der Mann auf dem Felde,
Bote und Engel Gottes, der mißmutig, mürrisch und voll ärgerlicher
Eifersucht seine „Pflicht“ tut; Lea, die Schielende, deren stattlicher
Körper durch den blöden Kopf entwertet wurde wie Anups schöner
Jünglingskörper durch seinen Hundskopf. —

Wie tritt uns J o s e p h, der Roman„held“ entgegen? Immer wie-
der betont Thomas Mann mit liebender Strenge, daß seine Gestalt

von der Legende maßlos übertrieben wurde. Von ganz außergewöhnlicher Schönheit kann bei Joseph keine Rede sein, wenn er auch, gleich Rahel, hübsch und schön war und die Menschen zu bezaubern wußte. In mancher Hinsicht ist er nichts als ein vorlauter, unausstehlicher Bengel. Er gibt an, schmeichelt, schneidet auf, ist eitel und ekstatisch und lügt, wenn auch vielleicht nur aus übergroßer Phantasie. Dann tritt er uns aber plötzlich doch als ein Besonderer entgegen. Immer wieder zeigt sich, daß „etwas mit ihm los ist“; daß er den zehn anderen Brüdern gegenüber ein Rahelskind ist, genügt nicht zur Erklärung seiner Besonderheit, denn auch von Benjamin unterscheidet er sich. Wir ahnen mit Bestimmtheit, daß er ein besonderes Schicksal haben wird; und er weiß es. Und wenn er auch von der unverfrorenen Einbildung, jeder müsse ihn mehr lieben als sich selbst, auf schreckliche Weise gründlich geheilt wird, so zweifeln wir doch nicht daran, daß ihm Thomas Mann im weiteren Verlauf des Romans gleich Jaakob eine Haupterhebung geschehen lassen wird.

* * *

Über das reiche neue Werk Thomas Manns wäre noch vieles zu sagen. So vieles, daß ich mich bewußt darauf beschränke, nur auf einen Teil einzugehen, um nicht den Eindruck zu erwecken, als sei eine vollständige Besprechung beabsichtigt. Es soll also bei den Betrachtungen über die mehr psychologischen Probleme sein Bewenden haben.

Daß daneben von Thomas Mann ein ungeheurer Stoff von anderer Problematik in nicht minder meisterhafter Weise bewältigt wurde, muß erwähnt sein. Die Darstellung des religiösen Gehalts jenes biblischen Geschehens, seine „hochgescheite“ Deutung und die Gestaltung der bei fast allen Völkern wiederkehrenden Mythen (wie beispielsweise der Adonisgeschichte) ist der grandiose Rahmen, in dem die biblischen Geschichten spielen. Auch hier geht der Dichter mit letztem Ernst und treuer Liebe an die Dinge heran, was in einer Zeit, in der in oberflächlicher Weise mit Worten wie Mythos und Religion Mißbrauch getrieben wird, wohltuend wirkt und diesen Begriffen jenes Gewicht wiedergibt, das ihnen gebührt.

Ein geschäftstüchtiger Verleger hat den Geschichten Jaakobs und Josephs einen Waschzettel mitgegeben, in dem gesagt wird: „... es ist das Epos der heldischen und zugleich priesterlichen Ackerbauer und Staatengründer...“, was zu Th. Manns immer wieder betonter Ansicht, daß Jaakob der Ackerbau zuwider war, daß er ihn nur nebenbei und widerwillig betreiben ließ und daß er durchaus nicht seßhaft war, in deutlichstem Widerspruch steht. Das beleuchtet schlaglichtartig die Situation, in der der Roman erscheinen mußte: daß er in einem Augenblick verlegt wurde, in dem es in Deutschland nicht mehr möglich ist, zu den Menschen zu sprechen, ohne der offiziellen Meinung Reverenz zu erweisen, steht in schmerzlichem Wider-

spruch zu der Treue, mit der der Dichter zehn Jahre lang seinem Werke diene. — Seine einzige Politik aber ist sein Werk, und er legt Wert darauf, es gerade jetzt in Deutschland wirken zu lassen. In einem Brief vom 25. Oktober 1933 schrieb Thomas Mann: „Sicher ist, daß meiner Natur die rein positive und produktive Art, dem höheren Deutschland zu dienen, in diesem Augenblick näher liegt als die polemische, und damit hängt mein dringlicher Wunsch zusammen, mich, solange es möglich ist, von meinem innerdeutschen Publikum nicht trennen zu lassen...“ Das Publikum hat's ihm gedankt, so daß die Geschichten Jaakobs schon in 25. Auflage erscheinen konnten.

Wie immer wir Thomas Manns politische Handlungsweise beurteilen mögen, ihre lauterer Motive können wir nicht bezweifeln. Das Werk selber würde Zweifel an der Lauterkeit eines Mannes, der mit derart beispiellosem Ernst die Dinge betrachtet und darstellt, verbieten.

Robert Katz.

STUDENTEN-BIBLIOTHEK.

Offenbar ist noch nicht jeder Kommilitonin und jedem Kommilitonen bekannt, daß die Studentenschaften unserer Hochschulen in der Zentralbibliothek (Zähringerplatz) eine sogenannte Studentenbibliothek unterhalten, deren Zweck und Sinn es ist, den Studierenden belletristische Bücher und Werke allgemein kulturellen Inhaltes leihweise zu vermitteln.

Eine besondere Kommission, konstituiert von Studierenden der Universität und der Eidg. Techn. Hochschule, ist eingesetzt, um durch Anschaffungen wichtiger Neuerscheinungen und Ergänzung schon vorhandener Werke den Studierenden unserer Hochschulen eine moderne Bücherei zur Verfügung zu halten.

Kataloge dieser Bibliothek finden sich im Lesesaal der Universität, im Naville-Zimmer des Studentenheims und bei der Bücherausgabe in der Zentralbibliothek.

Beim letzterwähnten Katalog ist auch ein Wunschheft aufgelegt, wo Studierende spezielle Wünsche bezüglich Neuanschaffungen, oder auch (und das gilt namentlich für die bisherigen Benutzer der Bibliothek) bezüglich Ergänzungsanschaffungen bereits vorhandener, aber sehr stark frequentierter Bücher anbringen können.

Der Präsident der Bibliothek-Kommission:

Herbert Weibel, cand. ing.

**OFFIZIELLE MITTEILUNGEN DES VERBANDES DER STUDIERENDEN
AN DER EIDG. TECHN. HOCHSCHULE.**

KOMMISSIONEN FÜR DAS SOMMERSEMESTER 1934.

A. Kommissionen des Verbandes:

Rechnungsrevisoren:

Wiedemar Hans, Abt. III, Eidmattstr. 36 Tel. 24.430

Sutter Erich, Abt. II, Ottikerstr. 35.

Filmstelle:

Rohrer Oskar, Abt. III, Winkelriedstr. 25 Tel. 42.431

Marxer Arno, Abt. III, Schwellestr. 6, Kilchberg Tel. 914.542

B. Vertretungen des Verbandes:

Vorstand der Genossenschaft Studentenheim:

Eisenring Max, Abt. IX, Scheuchzerstr. 65 Tel. 43.435

Betriebskommission des Studentenheimes:

Eisenring Max, Abt. IX, Scheuchzerstr. 65 Tel. 43.435

Aeschbacher Siegfried, Abt. III, Studentenheim,
Clausiusstr. 21 Tel. 41.610

Vorstand der Krankenkasse:

Karrer Werner, Abt. III, Hofwiesenstr. 38 Tel. 60.239

Bänninger Alfred, Abt. V, Wartstr. 3, Winterthur Tel. 7.29

C. Kommissionen beider Hochschulen (Delegierte der ETH):

Akad. Sportkommission:

Hefermehl Fritz, Abt. III, Gladbachstr. 13, Quästor Tel. 20.631

Frey Willi, Abt. III, Josephstr. 16.

Arbeitsvermittlungsstelle:

W. Erni, Wiedingstraße 38 (Ständiger Sekretär)

Geschäftsstelle: Zimmer Nr. 2 der Universität

Geschäftszeit: Täglich 9—12 Uhr.

Bibliothekskommission:

Weibel Herbert, Abt. VIII, Mythenquai 22, Präsident Tel. 53.457

Ceppi Jean, Abt. II, Stapferstr. 3.

Vergünstigungskommission:

Bleuler Ernst, Abt. III, Buchholz, Zollikon, Präsident Tel. 49.911

Aebi Max, Abt. III, Alte Landstr. 18, Zollikon Tel. 49.003

Zuschriften sind an die Redaktion des Zürcher Student:
Max Eisenring, Scheuchzerstraße 65, Zürich 6, zu richten.

Nachdruck von Artikeln nur mit Zustimmung der Redaktion gestattet.

Das nächste Heft erscheint am 15. Juni; Redaktionsschluß: 3. Juni.



Hotel
Waldhaus Dolder
Zürich

Die prächtigen Restaurations-Terrassen!

HOTEL WILDENMANN, MÄNNEDORF

erlaubt sich, seine vorzügliche Küche und prima Keller, sowie seine ausgedehnten Räumlichkeiten, Terrasse und Garten in empfehlende Erinnerung zu bringen.

R. HAUSAMMANN, Besitzer.

AXELRODS YOGHURT

das seit über 28 Jahren bewährte, hervorragende

Nahrungs- und Genußmittel

Unübertroffen in Geschmack und Wirkung

Preis 30 Cts. pro Glas franko Haus

VEREINIGTE ZÜRCHER MOLKEREIEN

FELDSTR. 42

TEL. 31.710

ZÜRICH 4

**Chemisch
reinigen *im*
ADRIG *Bad***



TERLINDEN

**FÄRBEREI
UND CHEM.
REINIGUNG**



Elektrische Unternehmungen

B. Mantel & Co. Zürich 6

Licht-
Kraft-
Telephon-
Sonnerie-Anlagen

Universitätstraße 19
Telephon 29.573

Fachmännische
Beratung

**DISSER-
TATIONEN**

druckt raschestens u.
zu mässigen Preisen

**Buchdruckerei
Müller, Werder & Co., Zürich**

Frauenbund Zürich 6

Alkoholfreies

**Restaurant
„Tanne“**

**Tannenstraße 15, beim Polytechnikum
Sorgfältig geführte Küche**

A. Z. Herrn
Fräulein stud.

An die Zentralbibliothek, Predigerplatz, Zürich

HOTEL ADLER HURDEN BEI RAPPERSWIL

Prächtiger Ausflugspunkt. Vorzügl. aus Küche u. Keller. **Otto Bochsler**, Küchenchef, Tel. 105

Wollen Sie in

la Charcuterie

stets gut bedient sein,
dann kaufen Sie nur bei

BELL

Dampfschiffahrt auf dem Zürichsee

Lebhafter Dampferverkehr - Stündlich Rundfahrten
Für Vereine, Gesellschaften und Schulen Extra-
schiffe nach besonderer Vereinbarung •

Direktion der Zürcher-Dampfboot-Gesellschaft in Wollishofen

Tel. 54.033